

Prüfung intra- und transkulturelle Kommunikation

Termin: April 2016

Beim Ausgangstext handelt es sich um die gekürzte Version eines Interviews mit dem Neurobiologen Prof. Gerald Hüther. Thema des Interviews war die Gehirnentwicklung bei Kleinkindern. Das Interview wurde in GeoCompact veröffentlicht.

Gestalten Sie für die nachfolgend formulierten Situationen Texte in Ihren drei Arbeitssprachen basierend auf den Informationen des Ausgangstextes. Achten Sie darauf, Ihre Zieltexte in Makro- und Mikrostruktur dem Auftrag entsprechend zu texten. Ihre Texte sollen ca. 250 Wörter umfassen. Die Beurteilung der Zieltexte erfolgt basierend auf dem PIK-Beurteilungsraster.

Auftrag 1 – Textproduktion A-Sprache/-Kultur (ca. 250 Wörter):

Im Rahmen eines Ausbildungsprogrammes für frühkindliche Pädagogik in einem Land Ihrer A-Kultur/-Sprache wird Prof. Huether einen Gastvortrag über das Lernen im Kleinkindalter halten. Verfassen Sie als Verantwortliche/r dieses Ausbildungsprogrammes eine Einladung für die Website der Ausbildungsinstitution, die die Studierenden motivieren soll, zu dem Vortrag zu kommen. Thematisiert werden die im Interview genannten Forschungsfragen, mit denen sich Prof. Huether beschäftigt, und auch, welche Erkenntnisse er gewonnen hat.

Auftrag 2 – Textproduktion B-Sprache/-Kultur (ca. 250 Wörter):

Prof. Huether beauftragt eine/n Mitarbeiter/in seines Teams einen Beitrag für ein Online-Portal, das sich an die Eltern von Kleinkindern in einem Land Ihrer B-Kultur//Sprache richtet, zu verfassen, in dem die Frage beantwortet wird, inwieweit TV-Konsum Kleinkindern schaden kann. Verfassen Sie diesen Text.

Auftrag 3 – Textproduktion C-Sprache/-Kultur (ca. 250 Wörter):

Prof. Huether wurde zu einer Podiumsdiskussion über das Thema Kleinkinder und Medienkonsum in einem Land Ihrer C-Sprache/-Kultur eingeladen. Da er an diesem Termin verhindert ist, vereinbart er mit den Organisator/innen, seine Position nicht persönlich zu präsentieren, sondern schriftlich zu übermitteln, damit diese zu Beginn der Diskussion in seinem Namen verlesen werden kann. Verfassen Sie diesen Impulstext in Ihrer C-Sprache.

Ausgangstext (835Wörter)

Herr Professor Hüther, Sie erforschen als Neurobiologe die Wirkung von Medien auf die Gehirnentwicklung. Können Sie uns eine gute Fernsehsendung oder ein gutes Computerspiel für Kinder empfehlen?

Nein. Solche Empfehlungen bringen uns auch nicht weiter. Denn dann würden wir eine Oberflächendiskussion über die inhaltliche Qualität der Angebote führen – aber darum geht es uns hier nicht. [...]

Vor wenigen Jahren noch haben wir Neurobiologen geglaubt, genetische Programme würden im Hirn alles Erlebte irgendwie automatisch zusammenfügen. Inzwischen wissen wir, dass sich nur solche Verknüpfungen im Hirn des Kindes langfristig ausbilden, die auch in der konkreten Lebenswelt regelmäßig aktiviert werden. Das, was ungenutzt bleibt, verschwindet wieder. [...] Um die wichtigsten neuronalen Schaltkreise im Hirn aufzubauen, also um zu lernen, brauchen Kinder aber vor allem eines: eigene Körpererfahrungen. Und die sammelt der Nachwuchs nicht vor dem Bildschirm, ganz gleich, welches Programm läuft.

Weshalb sind Körpererfahrungen so entscheidend?

Nur wer das richtige Gefühl für seinen Körper entwickelt, kann auch seine kognitiven Potentiale entfalten. Erste Studien beweisen das: Grundschüler, die besonders gut in Mathe sind, können auch besonders gut balancieren. Der Mensch erwirbt die Voraussetzungen für das dreidimensionale und abstrakte Denken, für die Mathematik, indem er seinen Körper in der Balance zu halten lernt. Sobald ein Kind vor einem Fernseher sitzt, spürt es den Körper nicht mehr. Es wird nicht krabbeln, nicht umher springen, nicht balancieren, schon gar nicht auf Bäume klettern. Das ist gestohlene Körperlernzeit.

Kinder sollen sich also möglichst bewegen?

Ja, aber es muss nicht immer eine Bergbesteigung sein. Eine der wundervollsten Körperlernübungen ist das Singen. Denn dabei muss das kindliche Hirn die Stimmbänder so virtuos modulieren, dass haargenau der richtige Ton rauskommt. Das ist die feinmotorischste Übung überhaupt, und damit eine Voraussetzung für alle späteren, hoch differenzierten Denkweisen. Zudem handelt es sich um eine sehr komplexe, ganzheitliche Gestaltungsleistung. Das Kind muss ja das gesamte Lied im Kopf haben, um exakt zur richtigen Zeit den richtigen Ton zu treffen. Und im Chor lernt es gar, sich auf andere einzustellen – eine Voraussetzung für soziale Kompetenz.

Kurz gesagt: Echte Lern-Erlebnisse hat ein Kind vor allem dann, wenn es sich mit Dingen beschäftigt, die es verstehen und gestalten kann. Aber das wird heute immer schwieriger.

Woran liegt das?

Die Welt der Kinder hat sich ebenso stark verändert wie die der Erwachsenen. Wir sind nicht mehr in der Lage zu begreifen, wie alltägliche Gebrauchsgegenstände im Kern funktionieren. Früher war das anders. Jedes Gerät war verstehbar. Das Fahrrad, die Dampfmaschine, sogar das Auto. Ein Kind konnte einen Wecker auseinander nehmen, die Rädchen in seinem Inneren untersuchen – und den dahinter liegenden Mechanismus entschlüsseln. Heute, im Informationszeitalter, sind die Dinge oft so komplex, dass wir Ursache und Wirkung schwer oder gar nicht mehr begreifen können.

Wie wirkt sich das auf das kindliche Gehirn aus?

Unser Hirn passt sich stets dem an, was wir mit Begeisterung tun. Im letzten Jahrhundert haben sich Menschen für Maschinen begeistert und sich mit ihnen identifiziert. Sie haben dieses Maschinendenken sogar auf sich angewendet. Das färbt auch die Sprache: Wir bezeichnen unser Herz als Pumpe und reden von verschlissenen Gelenken, die ausgetauscht werden.

Nun ist eine neue Epoche angebrochen. Es wird zunehmend schwer, Ursache und Wirkung zu verstehen. Etwa warum der Pfeil auf dem Bildschirm nach rechts wandert, wenn wir die Maus bewegen. Dieser Mangel an Sinnzusammenhängen hat zur Folge, dass Kinder irgendwann nicht mehr nach Kausalitäten fragen. Das ist eine einfache Konsequenz der menschlichen Gehirnentwicklung. Die Kinder lernen quasi, dass sie Dinge hinnehmen müssen, ohne den Sinn dahinter zu begreifen.

Viele digitale Medien sind nicht nur nicht verstehbar. Sie sind auch nur eingeschränkt gestaltbar. Das einfachste Beispiel: Sie können beim TV-Gerät nichts weiter verändern als die Programmwahl. Wenn man kleine Kinder das erste Mal vor den Bildschirm setzt, unterhalten sie sich noch mit dem Apparat. Sie sagen dem Hasen, wo der Fuchs lauert. Sie versuchen also, etwas zu gestalten. Das hat sie ihre bisherige Erfahrung - ohne virtuelle Medien - gelehrt. Nach wenigen Wochen Fernsehkonsum resignieren die meisten, ihr Gestaltungswille versiegt. Sie stellen also einen Teil ihrer Selbstwirksamkeit in Frage.

Das aber ist ein wichtiger Bestandteil der kindlichen Entwicklung.

Ja, und der wächst erst durch eigene Erfahrungen im Frontalhirn heran – als hochkomplexes Neuronennetz. Um ihren Erkenntnishorizont zu erweitern, müssen Kinder neue Wahrnehmungen in einen Sinnkontext unterbringen. Unser Gehirn kann nämlich nur dann etwas lernen, wenn es die neuen Eindrücke an ein bereits vorhandenes Muster anhängen kann, das sich durch frühere Erfahrungen ausgebildet hat. Das ist ein hochkreativer Prozess. Das Kind versucht also, das Neue in das Alte einzufügen. Dafür wühlt es gewissermaßen zunächst in seinem Hirn herum. Eine produktive Unruhe entsteht, bis das Erregungsmuster plötzlich passt. Dann verwandelt sich das Chaos im Gehirn in Harmonie. Das ist das berühmte Aha-Erlebnis.

Und dabei wird das Belohnungszentrum aktiv. Nervenzellen schütten Glückshormone aus. Jedes kleine in eigener Leistung erbrachte Erfolgserlebnis wirkt so beglückend, als hätte man ein wenig Kokain und Heroin gleichzeitig genommen. Dagegen ist es ungeheuer schwer, vor einem ablaufenden Film etwas in Eigenleistung passend zu machen. Daher sollten Kinder bis zur Einschulung möglichst gar nicht in Kontakt mit Fernsehgeräten oder Computern geraten.

[...]